



A.E. JOHANN



Wer die Liebe
bejaht

Weltbild

Als sich der 64-jährige Universitätsprofessor Jonas Georg Windmiller nach dem tragischen Tod seiner geliebten Frau in die kanadische Wildnis am Huronensee zurückzieht, erwartet er von seinem Leben nichts mehr. Doch plötzlich taucht eine geheimnisvolle Frau auf, die seiner verstorbenen Gattin auf bestürzende Weise ähnelt. Gemeinsam verbringen sie Wochen des Glücks und der Erfüllung, bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie ihr Geheimnis preisgeben muss...

Eine bewegende Liebensgeschichte vor der Kulisse der urgewaltigen kanadischen Natur.

A. E. Johann

Wer die Liebe bejaht

Roman

Weltbild

Der Autor

A. E. Johann studierte in Berlin Theologie, Soziologie und Geographie. Seine Reiseberichte in der »Vossischen Zeitung« markierten den Beginn seiner Laufbahn als Schriftsteller. Vor und nach dem Krieg führten ihn Reportage- und Informationsreisen in alle Teile der Welt. Seine Welterfahrung dokumentiert sich in zahlreichen Sachbüchern, Romanen und Erzählungen.

Die deutsche Erstausgabe von Wer die Liebe bejaht erschien 1981 unter dem Titel Das Haus am Huronensee im Bertelsmann Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Mathias Wittlinger

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-395-3

Dem Andenken
Judiths
gewidmet

Hätte mir jemand noch vor einem Jahr gesagt, ich werde einmal versuchen, ein Buch wie dieses zu schreiben – ich hätte ihn ausgelacht.

Allerdings ist das, was ich hier aufzuschreiben gedenke, so ungewöhnlich, widerspricht so sehr allen bürgerlichen Vorstellungen, dass ich es vor einem Jahr in das Reich der Fabel verwiesen hätte. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass in der Realität geschieht, was auf den folgenden Seiten berichtet werden soll, schätze ich geringer als eins zu einer Million.

1:1 000 000. Gewiss ist es etwas ungewöhnlich, dass ein Autor seine Leser gleich mit solchen Zahlen überfällt. Aber es ist nun einmal die Sprache meiner Welt, meiner so sehr geliebten Welt der reinen Mathematik und der theoretischen Physik, dieser zaubervollen Welt der Symbole und – für uns Mathematiker – gläsern durchsichtigen Gleichungen: eine Sprache von höchster Präzision und unbeirrbarer Klarheit.

Ihr Reiz wird für uns noch dadurch erhöht, dass es sich um eine äußerst elitäre, fast möchte ich sagen hochmütige Sprache handelt, die von neunhundertneunundneunzig Menschen unter tausend nicht verstanden wird – was sicherlich noch wohlwollend geschätzt ist. Vielleicht gibt es auf der ganzen Welt nur einige Tausend Menschen, die den Sinn von Formeln höchster Abstraktion aus den Bereichen der höheren Mathematik und theoretischen Physik wirklich bis in die letzten logischen und auch weltanschaulichen Konsequenzen begreifen.

Kaum habe ich angefangen zu schreiben, ver falle ich bereits in den Fehler, den zu vermeiden ich mir energisch vorgenommen hatte, nämlich in die Sprechart meines Berufes abzugleiten. Und womöglich fange ich jetzt auch noch an, umständlich zu erläutern, weshalb höhere Mathematik und theoretische Physik für die Menschheit so wichtig sind.

Auf diesen Seiten soll es sich jedoch um ganz andere Dinge handeln. Auch Mathematiker sind Menschen und befassen sich nicht nur, wie viele Leute zu glauben scheinen, mit Formeln, Zahlen und Symbolen. Ich wage sogar zu behaupten, dass die wenigen Menschen, die sich in den entlegensten Bezirken höchster mathematischer Abstraktion heimisch gemacht haben, Zugang gewinnen zur Musik der Sphären. Mathematische und musikalische Begabung gehen oft genug Hand in Hand. Viele große Mathematiker sind und waren ausübende Musiker von hohen Graden; immer aber sind sie leidenschaftliche Liebhaber großer Musik. Zu dieser relativ seltenen Menschensorte rechne auch ich mich, denn – um mit Goethe zu sprechen – nur die Lumpe sind bescheiden.

Ich heiße Jonas Georg Windmiller und stamme aus der schönen Stadt Königsberg, die inzwischen in Kaliningrad umbenannt und so ferngerückt ist, als läge sie auf einem anderen Stern. Mein Vater war dort »Höherer Beamter des Königs von Preußen«, wie er es auszudrücken pflegte, und gehörte somit einer Klasse an, die es heute nicht mehr gibt, ebenso wenig wie die Stadt Königsberg in Preußen.

Ich bin oder besser war Professor für Mathematik an der Universität – aber ich verrate lieber nicht an welcher. Ich habe mich vorzeitig pensionieren lassen, denn der Betrieb an

den heutigen Universitäten mit ihrem Übermaß an Schreibkram und dem oft genug unerträglich schlechten Benehmen der Studenten behagte mir nicht mehr. Zudem wollte ich endlich Zeit und Ruhe gewinnen, um gewisse Disziplinen der modernen Mathematik und theoretischen Physik durch übergreifende Gleichungen miteinander in Verbindung und gegenseitige Abhängigkeit zu bringen. Ich kann mich darüber hier natürlich nicht näher auslassen, da das auf angemessene Weise nur mittels abstrakter Formeln möglich wäre.

Zum entscheidenden Wendepunkt in meinem beruflichen und privaten Dasein wurde mir der Tod meiner Frau. Sie starb vor vier Jahren, also 1975. Ich habe sie kennengelernt, als ich 1960 nach Princeton, New Jersey, USA, eingeladen wurde, um als Gast der mathematischen Fakultät für einige Semester Vorlesungen zu halten. Durch Arbeiten zur Strukturanalyse eines als unlösbar geltenden mathematischen Problems war ich auf meinem Fachgebiet international bekannt geworden, sodass man mich in Princeton einer Einladung an die dortige altberühmte Universität für wert gehalten hatte.

Meine Frau hatte zu meinen besten Schülern gehört. Sie hatte ihre Grade an der McGill-Universität in Montreal, Kanada, erworben, stammte aus einer wohlhabenden Farmerfamilie, die im südlichen Ontario, nicht weit vom großen Huronensee, beheimatet war. Sie trug den schönen Namen Anna-Maria Fooreman, wurde aber allgemein Anna gerufen. Fooreman ist nichts weiter als das deutsche Fuhrmann. Annas Vorfahren waren um die Mitte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus dem Hannoverschen nach Wisconsin eingewandert, das damals noch zu den kaum erst erschlossenen Gebieten gehörte.

Wir heirateten 1961 – und waren dreizehn Jahre lang unendlich glücklich miteinander. Dann wurde sie aus dem Hinterhalt von einer tückischen Krankheit angefallen und im Laufe von anderthalb Jahren ständig zunehmender Schwäche und wachsender Qual schließlich hinweggerafft. Der Tod bedeutete die Erlösung von ihrem schrecklichen Leiden, bedeutete Erlösung gewiss auch für mich, denn sie hatte nur von mir gepflegt sein wollen, fürchtete sich panisch vor dem Krankenhaus. Ich habe bis zum Schluss durchgehalten, indem ich meine beruflichen Pflichten auf ein Mindestmaß einschränkte und zwei ältere Frauen anstellte, die mir die Hauswirtschaft abnahmen und mich jeden dritten Tag bei den Nachtwachen ablösten.

Nach Anna-Marias Tod war die Arbeit das einzige Mittel gegen die dröhnende Leere um mich her. Die Trauer drückte mich mit Bergeslast. Hätte ich mich nicht in die Arbeit so versenken können wie nie zuvor, ich hätte wohl der Verlockung, meiner geliebten Frau nachzueifeln, nicht widerstehen können. Alles, was nicht unmittelbar zu meiner Arbeit gehörte, war mir zuwider geworden. Auch das war ein Grund, mich von meiner Professur vorzeitig entbinden zu lassen und mich schließlich hierher, an den großen Huronensee zurückzuziehen, der die kanadische Provinz Ontario in einer Breite von etwa 250 Kilometern von dem Staat Michigan der USA trennt: ein meeresgleiches Gewässer, mit der europäischen Ostsee vergleichbar.

Das Haus steht so hoch über dem felsigen Ufer, dass es auch bei schwerer Brandung nicht vom Gischt erreicht wird, wenn auch zuweilen von den Flocken des Wellenschaumes, welche die gar nicht seltenen Weststürme von den Kämmen der Wogen losreißen und wie betrunkenen Vögel durch die heulende Luft segeln lassen.

Ringsum auf viele Meilen, sowohl am kaum passierbaren Ufer entlang, wo ein wüstes Gewirr von grobem Gefels, versumpften Lagunen und kleinen, schroffen Vorgebirgen und Klippen den Weg versperrt, als auch bis in den dicht verwachsenen, mit tiefen Morästen durchsetzten, von Barrikaden gestürzten Altholzes angefüllten Urwald hinein, gehört das unheimlich wilde Land mir, ausgerechnet mir, dem emeritierten Mathematikprofessor aus Deutschland.

Dass es auf mich gekommen ist, mag vielleicht etwas ungewöhnlich erscheinen, ist jedoch mit rechten Dingen zugegangen. Dieses unberührte Land ist vor vielen Jahren, als einzig erreichbarer Ausgleich für eine bedeutende Schuldsomme, in den Besitz meines längst verstorbenen Schwiegervaters gelangt. Ein allzu kühner Unternehmer hatte an dieser wunderbaren Küste eine Siedlung von Ferienhäusern und kleinen Hotels ausbauen wollen. Aber diesem Plan stellten sich so unüberwindliche Schwierigkeiten, vor allem beim Wegebau, entgegen, dass dem Mann der Atem ausging. Den Gnadenstoß versetzte ihm der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, während dessen Dauer die Leute andere Sorgen hatten, als sich Sommerhäuser zu bauen. Mein vermögender Schwiegervater hatte sich an dem Unternehmen mit einem beträchtlichen Darlehen beteiligt, sich aber so sorgfältig gesichert, dass ihm aus der Konkursmasse der gesamte Grundbesitz überschrieben werden musste. Er hat ihn als Hochzeitsgeschenk an seine Tochter, meine Frau, weitergegeben.

»Irgendwann wird etwas daraus zu machen sein!«, prophezeite er. »Dieses Stück Küste ist ein Traum von Stille und Einsamkeit und wird immer dringender gefragt, je verrückter es auf der Welt zugeht. Vorläufig könnt ihr in dem einzigen Haus, das der unglückselige McAllister zustande gebracht hat, eure Ferien verbringen. Ungestörter und erholsamer als dort kann es nirgendwo sein!«

Wir haben nur wenige Ferien, vor allem aber unsere ersten, noch von Princeton aus, hier verlebt – und waren unsagbar glücklich, ganz mit uns allein.

Mit uns, darauf kommt es an! Dann hat mich Anna allein gelassen – aber wenigstens an einem Ort, den ich ihr verdankte. Ihre Eltern waren schon vor ihr gestorben, ihr Bruder im Krieg gefallen. Sie war die einzige Erbin des großen elterlichen Besitzes und des sonstigen Vermögens; nach ihrem Tode erbte ich, denn Anna und ich hatten zu unserem Kummer keine Kinder, nur zwei gefährliche Fehlgeburten zuwege gebracht; so hatten wir uns gegenseitig zu Erben eingesetzt. Da wir weder die Farm, noch die übrigen Werte von Deutschland aus verwalten konnten, mussten wir alles verkaufen und haben die Erlöse vorsichtig angelegt oder vielmehr anlegen lassen. Mit meiner Pension aus Deutschland und den Einkünften aus diesen Anlagen habe ich mehr als ausreichend zum Leben und kann mich ungestört meinen Studien widmen, hier am großen, blitzenden Lake Huron, in meinem geliebten Haus am Huronensee.

1. Frühling im Herbst

Es war ein Tag wie der, an dem ich dies schreibe, in der ersten Hälfte des Oktobers. Längst hatte sich der Indianersommer zu seiner vollen Pracht entfaltet. Am Ende der Zufahrt zu meinem Haus, dort, wo sich der Weg erweitert, um einer bescheidenen Terrasse Platz zu machen, wächst zwischen den düsteren, grämlichen Schwarzfichten und den freundlicheren, hell duftenden Zedern eine fröhliche Birke, die mich mit der Anmut und Zierlichkeit ihrer dichten, ewig flüsternden Belaubung den ganzen Sommer über entzückt hat. Ich kann sie vom Tisch her, an dem ich manchmal sitze, wenn ich mir ausnahmsweise eine etwas üppigere Mahlzeit bereitet habe, in ihrer liebenswürdigen Pracht beobachten. Heute, nach einer der ersten kalten, klaren Nächte im Herbst, den die Indianer, und nicht nur sie, für die schönste Zeit des Jahres halten, hat diese Birke ihr allerkostbarstes Kleid angelegt: wie aus dunklem Gold geschneidert, mit purpurnen Tupfen. Ich trat, um sie zu begrüßen und zu bewundern, in den sehr kühlen, beinahe schon eisigen, glasklaren Morgen vor die Hinterfront des Hauses. Die Sonne hatte den Saum der hohen Fichten noch nicht erreicht, aber der Himmel leuchtete schon ungemein und versprach einen herrlichen Tag.

Die Vorstellung, dass kein Mensch mich besuchen konnte, selbst wenn er es wollte, bereitete mir eine sonderbare, beinahe rauschhafte Genugtuung. Hatte es doch in den vergangenen Tagen, ehe noch der indianische Sommer seine volle Pracht entfaltet hatte, schwer geregnet, ja geschüttet; die zehn Meilen lange Zufahrt zu meinem Haus war grundlos geworden: ein schmaler Streifen aus zähem Morast, eingefasst über die gesamte Distanz von tiefendem, haltlos versumpftem Unterholz. Selbst das sonst nicht wasserscheue Wild, die Rothirsche und Elche, vermieden die meilenbreite Senke zwischen dem weiter im Hinterland sich hebenden Rücken und dem wiederum erhöhten Küstenstreifen, wo der graue Fels des »Großen Laurentischen Schildes« zutage trat, um schließlich gegen das Huronenmeer scharf abzubrechen. Über diesem Abbruch von etwa drei- bis vierfacher Mannshöhe hockte mein gut verankertes Haus.

Nein, selbst mit meinem über alle vier Räder angetriebenen geländegängigen Fahrzeug würde ich mich hüten, vor Ablauf einer Woche einen Ausflug zur fernen Hauptstraße und nochmals fünfzehn Meilen weiter zu meinem Versorgungsort, dem Ontario-Dörfchen mit dem schönen irischen Namen Rathmullan, zu versuchen. Mit einem normalen Personenwagen wäre an ein Durchkommen überhaupt nicht zu denken gewesen.

Unter solchen Umständen ist mein Haus nur vom Wasser her zu erreichen. Doch obgleich der Wind sich zu einer leichten Südwestbrise gemildert hat, steht doch draußen über dem Riff, hinter dem Uferriegel aus Felsen, verkanteten Steinplatten und rund geschliffenen Granit- und Kalksteinballen, weiß schäumend die wütende Brandung und warnt jedes Boot, sich ihr auch nur zu nähern. Dies ist eine höchst gefährliche Küste, die in alter Zeit vielen Schiffen zum Verhängnis geworden ist. Auch heute wird das Riff stets in respektvoller Entfernung weit draußen im tiefen Wasser passiert.

Aber um diese Jahreszeit, im Oktober, wer ist da noch unterwegs? Die wenigen Sportboote, die sich im Laufe der letzten Jahre in Rathmullan eingemietet haben, sind an Land gezogen und für den Winter verstaut worden, und die vier oder fünf Fischer von

Rathmullan werfen ihre Netze ausschließlich weiter nördlich aus, am Eingang zur großen Georgischen Bucht, und lassen sich vor meiner Küste niemals sehen.

Manchmal, in unregelmäßigen Abständen, fährt das Polizeiboot aus Rathmullan weit jenseits des Riffs die Küste ab und erinnert mich daran, dass ich an einer Grenze wohne. Auf der anderen Seite des Huronenmeers beginnen die Vereinigten Staaten, und wahrscheinlich muss in dieser entlegenen Gegend darauf geachtet werden, dass nicht Rauschgift oder Gott weiß was für übles Zeug nach Kanada hineingeschmuggelt wird. Hoffentlich kommen die wackeren Grenzer nicht auf die Idee, mein so heimlich gelegenes Haus könne einen guten Stützpunkt für Schmuggler abgeben. Immerhin habe ich mich, als ich hier für unbestimmte Zeit einzog, gleich auf dem Polizeiposten vorgestellt, und dass mich die schwergewichtigen Männer dort für unbedenklich hielten, hatte ich gewiss nicht meinem Ansehen als Mathematikprofessor, sondern weit eher dem Umstand zu verdanken, dass ich der Schwiegersohn und Erbe des alten Karl Fooreman war, der hier auch jetzt noch, Jahre nach seinem Tode, in hohem Ansehen stand.

Zwar bin ich nun schon eine ganze Weile bei meinem Haus am Großen See des längst in die ewigen Jagdgründe entschwundenen Indianerstammes der Huronen angelangt, aber noch immer, will es mir scheinen, drücke ich mich um den eigentlichen Anfang der sonderbaren und erregenden Geschichte herum, die hier vor etwa zwölf Monaten aus dem völligen Nichts ihren Anfang nahm.

Nachdem ich also der entzückend herausgeputzten Birke die schuldige Ehrerbietung erwiesen hatte, saß ich sechs Stunden hintereinander am Schreibtisch und war stolz darauf, als sich ein Blatt nach dem anderen mit Zahlen, Zeichen, griechischen und lateinischen Buchstaben füllte. Ich kam zügig voran, und es schien mir wunderbar schlüssig zu sein, was ich da aus sehr einfachen Prämissen entwickelt hatte. Natürlich wusste ich, dass ich vierundzwanzig Stunden später meine Gleichungen äußerst kritisch würde überprüfen müssen, und dass dann womöglich irgendwo ein Haken auftauchen mochte, den glatt zu biegen mich Tage kosten konnte. Aber zunächst einmal hatte ich wieder dieses mit keiner anderen Freude zu vergleichende Glücksgefühl verspürt, das den Geistesarbeiter überkommt, wenn er eine bislang unbekannte Provinz des Denkens entdeckt zu haben vermeint.

Gegen halb zwei schob ich endlich den Stuhl vor dem langen, an beiden Seiten ausgezogenen Tisch zurück. Ich habe diesen Arbeitstisch vor das gut vier Meter breite, fast zwei Meter hohe Fenster gestellt, das einen großen Teil der Wand zum Wasser hin einnimmt. Von meinem Arbeitsplatz blicke ich nach Nordwesten über einen etwa drei bis vier Meter tiefer gelegenen, mit schütterem Gras und Kraut bedeckten, annähernd quadratischen Platz hinweg zum Wasser hinunter. Diesen Platz hat noch Annas Vater aufschütten lassen, um ein großes Sumpfloch zu schließen, das den Zugang zum Wasser äußerst schwierig und manchmal, nach der Schneeschmelze, oder wenn es viel geregnet hatte, so gut wie unmöglich machte. Kies und Sand, die der alte Fooreman hatte anfahren lassen, füllten den Sumpf, erhöhten seine Oberfläche, vernichteten die Brutplätze der Moskitos und die Verstecke der Klapperschlangen und schufen zugleich einen geräumigen Wende- und Parkplatz für mehrere Autos. Ein schmaler Streifen von

Fichten, Zedern, Birken, Pappeln begrenzt ihn, schützt das Haus vor dem Aufprall der West-, Nordwest- und Nordstürme, gibt aber doch den Blick aufs Wasser frei. Weiter nach links ragt die unterste Felsenstufe höher auf und lenkt bei landeinwärts wehendem Sturm die Strömung der Lüfte nach oben ab, über das Hausdach hinweg. Das ist sehr wichtig, denn es kann hier so stark wehen, dass mannstarke Bäume abknicken oder mit ihrem ganzen mächtigen Wurzelstock aus dem Erdreich gehoben werden.

Ich reckte mich behaglich, nachdem ich den Schreibblock in den Tischkasten gesteckt hatte. Ja, ich hatte ein paar sinnvolle Stunden hinter mir. Rückgrat und Gelenke knarrten ein wenig und – kein Wunder nach sechs verhockten Stunden – ich hatte einen anständigen, ehrlichen Hunger!

Schon nach einer halben Stunde konnte ich mich zu meinem simplen Mahl niederlassen. Mit Behagen widmete ich mich meinen Pellkartoffeln, dem Corned Beef und dem großen Glas Milch, das ich mir aus reichlich Trockenmilch-Pulver hergestellt hatte.

In meinem Haus am Ende der Welt habe ich sowohl elektrischen Strom wie auch Telefon. Anna und ich haben beides von weit her längs des Anfahrweges anlegen lassen, um im Notfall ärztliche Hilfe holen zu können und natürlich auch, um mit Licht und Heizung versehen zu sein. Selbstverständlich ist mein großer Wohn- und Arbeitsraum auch mit einem mächtigen Kamin aus grobem Gestein ausgestattet, denn Feuerholz gibt es rings um mein Haus für die nächsten hundert Jahre im Überfluss. Allerdings muss es erst geschlagen, herangeschafft und auf Kaminlänge zugeschnitten und gehauen werden – und das hört sich leichter an, als es sich in der rauen Wirklichkeit erweist, zumal ich ja stets allein bin, keine Helfer und keine maschinellen Hilfsmittel habe. Ich kann dem Holz nur mit Beil, Axt, Keil und Säge zu Leibe gehen, was zwar umständlich ist, jedoch meiner Gesundheit ausgezeichnet bekommt.

Ich freue mich schon den ganzen Vormittag am Schreibtisch darauf, dass ich nach dem Mittagessen wieder zu Axt und Säge greifen und der fürchterlichen Unordnung im Urwald an den Kragen gehen werde. Dort hat ein Windwirbel im letzten Frühjahr Dutzende von Bäumen umgeworfen und mannshohe Barrikaden im Unterholz errichtet. Da hat man als einzelner kleiner Mensch mit schwacher schwedischer Einmann-Säge und drei Pfund schwerer Axt schon einiges zu leisten, um solchem Getümmel, noch dazu auf schlammigem Untergrund, beizukommen.

Aber wenn es mir dann gelungen ist – wie damals vor einem Jahr, nur wenige Stunden vor jener schicksalsträchtigen Begegnung, die mein Leben umgeworfen hat –, wenn ich es dann tatsächlich allein geschafft habe, unter Aufbietung all meiner Kraft und Tücke einen mannsdicken gestürzten Stamm in drei Fuß lange Blöcke zu zerlegen, den wandgroß ausgehobenen flachen Wurzelstock auszugraben und zu zerteilen, schließlich die großen und kleinen Holzblöcke zum Kiesplatz unter meinem Haus zu karren, zu schleppen, zu tragen, dann »sehe ich, was ich geschafft habe« – nach meiner Erfahrung eines der angenehmsten Gefühle, die dem Menschen vergönnt sind. Ich wische mir den legitim erworbenen Schweiß von der Stirn, stelle mich unter die Dusche, genehmige mir sodann ein kräftiges Käsebrot und trinke eine Flasche leichten kanadischen oder bitteren, schwarzen irischen Biers.

Auch an jenem Abend (auf den ich nun schon durch zwei Kapitel zusteure, als

fürchtete ich mich davor, über ihn genauer zu berichten) hatte ich das Tagewerk mit Anstand hinter mich gebracht und schlenderte von der hausbreiten Veranda auf der Seeseite die Treppe hinunter über den Kiesplatz, auf dem im Windschutz der Gebüsche mein unverwüstlicher großer Jeep-Wagoneer darauf wartete, sich wieder einmal bewähren zu müssen. Dort, wo das Gestein abermals abfällt und zu den Felsbrocken und tischflachen Steinplatten hinuntersinkt, die bei Sturm von der Brandung überrollt, bei ruhigem Wetter aber nicht benetzt werden, habe ich mir eine simple Sitzbank geschaffen, indem ich ein altes Holzbrett über zwei gleichhohe Steinblöcke legte.

Dort hockte ich an stillen und einigermaßen warmen Abenden manchmal eine Stunde lang und länger, bis Dunkelheit und Kühle mich ins Haus trieben, wo ich oftmals noch ein loderndes Feuer im Kamin entfachte, ehe ich, gut durchgewärmt, zu Bett ging.

Wenn, wie an jenem Abend, einige ferne Wolkenbänder den weißlichen Himmel überspannten, der meeresgleiche See sich, nur leise beunruhigt, bis zum haarscharf in die äußerste Weite geschnittenen Horizont hinwölbte, dann versprach der Sonnenuntergang zu einem Schauspiel von zuweilen fast barbarischer Pracht zu werden, jedes Mal ein neues, an Überraschungen reiches Fest für alle Sinne: die Augen berauschten sich an zartesten Farben, die Ohren schwelgten im auf- und abschwellenden Gesang der Wellen, die Nase sog Duft und Frische des Wassers in die Lungen, und über Gesicht, Hals und Hände strich die makellos reine Luft mit zärtlichem Anhauch.

Weiter draußen, über dem Riff, schäumte auch jetzt noch der strahlend weiße Gischt der Brandung. Und ich wunderte mich nicht zum ersten Mal, woher die Wasser zu so unablässiger Bewegung und Erregung die Kraft nahmen, ging doch der Wind an diesem Abend sehr sachte, und jenseits des Riffs schien das gewaltige Gewässer nur ganz zart gekräuselt; ein Wellengang war überhaupt nicht mehr zu erkennen.

Ich saß auf meinem »Logenplatz« vor dieser abendlichen Feuerbühne, spürte die Kraft und die Herrlichkeit, welche die Welt regieren, sofern der Mensch sie nicht beeinträchtigt – und war mit mir und der Erinnerung an Anna trauervoll glücklich allein.

Aus dem Augenwinkel nahm ich eine Bewegung am Ufer wahr und wandte den Kopf nach links: Eine Hirschkuh und zwei halbwüchsige Jungtiere stiegen an einer ihnen offenbar vertrauten Stelle zwischen den Uferfelsen zum Wasser hinunter, verschwanden für ein paar Sekunden und tauchten an einer stillen Lagune, die von der Brandung nicht erreicht wurde, wieder auf. Die zierlichen Geschöpfe streckten die Häuse zum Wasser und tranken in langen Zügen. Ich saß ganz still.

Plötzlich hoben die drei Tiere die Köpfe und blickten aufs Wasser hinaus, zum Riff hinüber, über dem sich schäumend eine kleine Brandung hielt. Also blickte auch ich dorthin und erkannte, dass jenseits der Gischtzeile ein Gegenstand aufgetaucht war, eine glänzend schwarze, etwa kopfgroße Kugel, vielleicht der Schwimmer von einem Fischernetz, der sich selbständig gemacht hatte.

Was sonst mochte es sein? Für einen Augenblick blitzte etwas am Rand der Kugel. Ehe ich mir über die Erscheinung klar geworden war, verschwand sie. Die Hirsche senkten die Köpfe wieder ins Wasser, und auch ich wollte mich um meine Beobachtung nicht mehr kümmern, da tauchte die Kugel, oder was es war, jenseits des Riffs, jetzt mir gerade gegenüber, wieder auf. Diesmal erschrakten die Hirsche und sprangen eilig zwischen den

Felsen landein davon. Jetzt sah ich es deutlich: die Kugel war ein Kopf!

Ein Kopf, der Kopf eines Menschen: rund, glatt und schwarz! Ein Taucher also. In einem Taucheranzug, der, wie ich immerhin wusste, aus schwarzem, ziemlich dickem Kunststoff besteht, von dem der Körper wie von einer zweiten Haut eingehüllt wird. Nun sah ich auch am Kopf über den schwachen Wellen etwas blinken. Das konnten nur die Gläser der Taucherbrille sein.

Ich war sehr überrascht. Seit Tagen schon hatte sich kein Boot vor meiner Küste sehen lassen. Nur ein einziges Mal hatte ich weit, weit draußen, bei glasklarem Wetter, die obersten Aufbauten und Masten eines großen Überseedampfers winzig klein dahinziehen sehen. Die unteren Aufbauten des Schiffes und der Schiffskörper selbst waren hinter dem Horizont verborgen geblieben – und das hatte mir wieder einmal bestätigt: die Erde ist wirklich rund ...

Ein schwarzer Arm hob sich, noch immer jenseits des Riffs, aus dem Wasser, schien zu winken und verschwand wieder. Sollte ich zurückwinken? Ich tat es.

Vielleicht war der Mensch da draußen in Not? Aber helfen konnte ich ihm nicht. Das Wasser des Sees war schon eisig kalt und ich besaß keinen Taucheranzug. Schon nach kurzer Zeit würde ich erstarren. Und mein Kanu hatte ich bereits unter der Veranda für den Winter verstaut. Ohne fremde Hilfe würde es mich sicherlich eine Stunde kosten, das Fahrzeug durch die Felsen zu Wasser zu bringen, und dann würde es auch schon dunkel sein.

Unsinn, alles Unsinn! Ich musste mich getäuscht haben. Die rätselhafte Erscheinung war verschwunden. Ich hatte mich durch einen treibenden Baumstamm oder den Wurzelstock einer von den Wellen unterspülten Zeder narren lassen. Ein kleiner Pulk von Wildenten flog die Küste entlang, einen Steinwurf hoch, an mir vorüber, eilig, in genau eingehaltener lockerer Keilformation, als hätten sie einen wichtigen Auftrag zu erfüllen, der nicht den geringsten Aufenthalt erlaubte. Die Linie ihres Fluges knickte seewärts ab, als sie mich wahrnahmen; sie schlugen einen neuen Kurs ein, genau auf die rot glühend sinkende Sonne zu, und verschwanden darin, als hätte sie das himmlische Feuer verzehrt.

Plötzlich spürte ich Kälte, fror bis ins Mark. Die Luft, die vor einer halben Stunde noch sanft, beinahe schmeichlerisch vom Wasser herübergestrichen war, schnitt jetzt wie mit lauter kleinen Messern. Vielleicht würde es Frost geben in der Nacht. Ich war zu leicht angezogen nach dem sonnigen Tag, musste den Schutz des Hauses suchen und ein Feuer im Kamin entfachen, um mich wieder aufzuwärmen.

Ich stand auf, schüttelte mich ein wenig und ließ ein letztes Mal den Blick über das nun ganz beruhigte Wasser zum Riff hinübergleiten, wo immer noch ein Rest ermüdeteter Brandung schäumte. Doch dann blieb ich wie angewurzelt am Platz.

Aus dem leichten Wellengang diesseits des Riffs, wo das Wasser schon so flach ist, dass man auf den meist völlig ebenen Steinplatten stehen kann, hob sich wieder der schwarze Kopf des Tauchers, nun auch seine Schultern, schließlich der Oberkörper! Er hatte festen Grund unter sich gespürt und stand aufrecht im Wasser, das ihn noch bis zu den Hüften umschloss. Auf dem Rücken trug er die Sauerstoff-Flasche an zwei über die Schultern geführten Gurten. Langsam schob er die große Brille vom Gesicht; er musste mich erblickt haben, denn wieder winkte er – mit genau der gleichen Bewegung wie zuvor

von jenseits des Riffs. Der Mann wollte an Land; die Nacht war nahe. Er musste im Wasser die Orientierung verloren haben, hatte sich zu meinem Haus wahrscheinlich nur durch Zufall gerettet. Abweisen konnte ich ihn nicht, obgleich mir an nichts weniger gelegen war als an fremden Besuchern, besonders solchen, die mich unter so seltsamen Umständen überfallen wie dieser da.

Aber in solchen Situationen reagiert man beinahe automatisch und tut, was der Augenblick erfordert. Ich winkte also energisch zurück, beschrieb mit dem Arm einen weiten Bogen nach rechts und zeigte dann erst auf den Uferplatz zu meinen Füßen, wo man allein die hohe felsige Uferbank ersteigen konnte.

Der Taucher verstand mein aufgeregtes Winken nicht, versuchte den direkten Weg zu mir, geriet in die großen Steine am Grund und platschte der Länge nach ins Wasser. Mühsam kam er wieder auf die Beine, blickte Hilfe suchend herüber. Jetzt begriff er, was ich ihm hatte sagen wollen. Sehr vorsichtig stapfte er nun, immer noch bis zu den Hüften im Wasser, nach rechts davon und fühlte sich in den Bogen ein, den ich ihm mit meinem Winken beschrieb. Er ertastete sich jeden Schritt und näherte sich langsam meinem Standort. Das Wasser reichte ihm nur noch bis zu den Knien.

Inzwischen hatte der Abend, schneller als sonst, so wollte es mir scheinen, seine letzten Farben verhaucht. Die schwarzsamtene Kuppel der Nacht schob sich sachte von Osten her in den Himmel hinauf und würde bald den letzten Nachglanz des Tages gelöscht haben.

Ich fror, hätte mich schon längst im Hause aufwärmen müssen. Heftiger noch mochte der Taucher frieren, der stundenlang im kalten Wasser unterwegs gewesen sein musste. Taumelnd, so schien es mir, näherte er sich. Dann bückte er sich zu seinen Füßen hinunter, wohl um die Schwimmlappen zu lösen.

»Hallo, stranger!«, rief ich ihm zu.

So heißt man hier einen, den man nicht kennt, freundlich willkommen.

Es verschlug mir beinahe den Atem, als von unten her eine weibliche Stimme, heiser vor Erschöpfung, aber trotzdem sehr deutlich, antwortete – noch dazu auf Deutsch:

»Guten Abend, Herr Doktor Windmiller! Darf ich bei Ihnen an Land steigen?«

Ich rief zurück:

»Natürlich! Kommen Sie schnell ins Haus! Sie müssen ja halb erfroren sein!«

Während sich die schwarze Gestalt vorsichtig über die Stufen aufwärts tastete, bis sie meine Hand fassen konnte und den ebenen Platz unterhalb meines Hauses gewann, versuchte die heisere Stimme, die aus dem schwarz umrahmten Oval des in der tiefen Dämmerung kaum zu erkennenden Gesichts kam, so etwas wie eine Erklärung:

»Ist nicht so schlimm, der Taucheranzug schirmt die Kälte ab. Man wird bloß auf die Dauer so eingeeengt – und ich bin schon seit Stunden unterwegs. Aber wenigstens habe ich Ihr Haus gefunden. Oh Gott, wenn ich nur erst aus diesem schrecklichen Anzug herauskäme! Sie müssen mir helfen, Jonas Windmiller. Allein schaffe ich das nicht.«

Sie schien zu taumeln. Dass sie mir nur nicht ohnmächtig wurde! Wenn ich sie doch erst im Haus hätte! Ich fasste sie um die Hüften, sie legte ihren linken Arm um meine Schultern. So schleppte ich sie, trug sie fast die Treppen hinauf zur Veranda, erreichte die Tür zum großen Wohnraum, stieß sie auf und konnte endlich den nassen Gast auf das

große Sofa vor dem Kamin betten. Sie rührte sich nicht. Der letzte Rest ihrer Kraft schien verbraucht.

Ich kniete mich vor den Kamin, in dem ich stets schon am Nachmittag das trockene Holz schichtete. Ein Streichholz genügt dann, die Birkenrinde zu entflammen, die ich in den Fuß des Holzstoßes gesteckt habe. Sie brennt sofort mit heißer Flamme auf und gibt das Feuer an die Scheite weiter. Es gibt kein besseres Mittel zum Feueranmachen als trockene Birkenrinde.

Nach wenigen Minuten schon strahlte Wärme und sehr bald Hitze in den Raum. Meine seltsame Besucherin schien davon neu belebt zu werden und richtete sich auf. Jetzt erst griff sie nach dem Reißverschluss am Kinn, zerrte daran – vergeblich. Immerhin gelang es ihr, die mit dem Anzug fest verbundene Haube vom Kopf zu streifen. Ich hatte inzwischen die große Stehlampe eingeschaltet und war damit beschäftigt, die hell brennenden, auseinanderfallenden Scheite wieder zusammenzuschieben und stärkere Hölzer aufzulegen, dazu eine kleine Baumwurzel, die den ganzen Abend über lodern und glühen würde.

Als ich mich umdrehte, blickte mir mein sonderbarer Gast, der mich beim Namen nannte, aus endlich nicht mehr halb maskiertem Gesicht in die Augen; sie – das Mädchen oder die Frau – musste mir schon eine Weile beim Schüren des Feuers zugesehen haben, ohne dass ich es gemerkt hatte.

Sie schüttelte den Kopf ein wenig, um ihr Haar zu lockern, dunkles, volles Haar, dem der Glanz des Feuers dort, wo es sich leicht wellte, einen rötlichen Schimmer entlockte. Es war knabenhaft kurz geschnitten, aber der schmale hohe Kopf wirkte doch ganz und gar weiblich – bezaubernd weiblich! Dunkle Augen unter stark betonten, nahezu schwarzen Brauen musterten mich – anders kann ich es nicht nennen: fragend, eindringlich, zweifelnd, misstrauisch sogar. Sehr ernst war dies mich durch und durch prüfende Antlitz, ohne auch nur den schüchternsten Versuch eines Lächelns.

Plötzlich, während wir, für ein paar Atemzüge lang wie erstarrt, uns mit den Augen ausforschten, fragte ich mich: Wie ist es möglich, ihr linkes Auge steht um eine Winzigkeit höher unter der hohen Stirn als das rechte? Die gleiche, kaum merkbare Unregelmäßigkeit kannte ich von Annas Gesicht, wie auch ihr linkes Ohr flach und zierlich um einen Millimeter höher saß als das rechte – und diese von anderen Leuten gar nicht bewusst wahrgenommene Ungleichheit der beiden Kopfhälften hatte ihrem Gesicht eine wunderbare Lebendigkeit, zugleich Besonderheit verliehen, der sich keiner zu entziehen vermochte.

Ich stand neben dem Kamin und blickte zu ihr, die noch immer auf dem tiefen Sofa mehr lag als saß, hinunter, überwältigt von meiner Entdeckung. Und war das nicht die gleiche fein geflügelte Nase? Auch der Mund saß voll und kräftig dicht unter der schmalen Oberlippe, kräftiger noch und etwas breiter als Annas Mund. Und auch das Kinn kam mir etwas ausgiebiger vor; Annas Kinn hatte zartere Umrisse gehabt als dieses hier, das mir sehr tatkräftig, wenn nicht gar eigensinnig erschien. Nein, es war nicht Anna, die wiedergekehrt war, – nie mehr kam sie wieder! Aber es war beinahe Anna, die sich den Eintritt in mein Haus erzwungen hatte.

Wir mussten uns beide zusammenreißen, konnten uns nicht nur aus großen Augen

anstarren, als bedeute jeder dem anderen in dieser totenstillen Urwaldnacht ein nie gesehenes Wunder. Endlich brach sie das Schweigen:

»Ich werde unter diesem Gummianzug ganz nass sein, die Haut kann nicht atmen darunter, wenn auch das wollene Unterzeug viel Feuchtigkeit aufnimmt. Ich war zu lange im Wasser, es war verdammt schwierig, eine Passage durch das Riff zu finden; ich wollte ja auch nicht noch ganz zuletzt etwas riskieren. Ich kann mir diesen klebrigen Panzer nicht allein vom Leibe reißen, du wirst mir dabei helfen müssen. Und dann musst du mich in dein Badezimmer lassen und mir auch was zu essen und zu trinken geben. Wo ist übrigens mein Sauerstoffgerät, Jonas? Ich hatte es noch auf dem Rücken, als du da oben auf der Uferkante standest. Wo hast du das gelassen, Jonas?«

Jonas, Jonas – ich wurde ärgerlich. Ich bin ganz und gar nicht für Überraschungen zu haben, und für unangesagte Besucher erst recht nicht. Und da saß mir nun dies halbe Abbild meiner Anna auf meinem Sofa, verlangte Kammerzofendienste, Badbenutzung, Abendbrot – und, verdammt noch mal, Kleider würde sie wohl auch noch verlangen! Also stieß mich der Bock. Ich hatte mich zu behaupten gegenüber diesem energischen Kinn.

»Verehrteste, mir geht das alles ein bisschen zu fix! Sie reden mich ständig per ›Du‹ und mit ›Jonas‹ an, obwohl ich nicht die leiseste Ahnung habe, wer Ihnen meinen komischen Vornamen verraten hat. Sie belegen mich und mein Haus mit Beschlag und erwarten auch noch, dass ich Ihnen aus Ihrer Taucherkluft heraushelfe. Ich habe Sie nicht eingeladen. Am liebsten würde ich Sie einpacken und nach Rathmullan zurücktransportieren. Denn da kommen Sie doch wohl her. Mit dem Jeep werde ich es wahrscheinlich schaffen. Ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen, wie ich Sie anreden soll.«

Ich hatte mich, wie es mir immer geht, wenn ich unsicher bin, in Zorn geredet, obgleich ich gar nicht zornig sein wollte, denn ihr Gesicht, dies so merkwürdig vertraute, war grau vor Erschöpfung, und ihre Hände, um deren schmale Gelenke sich saugend die Ärmel des Taucheranzugs pressten, lagen ihr wie abgefallene Blätter im Schoß. Sie war sterbensmatt, vollkommen hilflos, hatte sich in meine Obhut begeben, weil ihr gar keine andere Wahl geblieben war. Ich hätte sie nicht so bitter tadeln sollen! Aber ich war diesen Ereignissen, in die ich ohne mein Zutun verstrickt worden war, einfach nicht gewachsen.

Sie schüttelte leicht den Kopf, erhob sich, stand vor mir, schwarz, schlank, glänzend in dem faltenlosen Anzug aus gummiartigem Stoff, unter dem sich ihre Brüste andeuteten. Sie räusperte sich und brachte nur mit Anstrengung heraus:

»Du brauchst mich nicht anzuschreien, Jonas. Ich weiß, was ich dir zumute. Aber glaube mir, dies ist der einzige Ausweg für dich und für mich. Vielleicht rettet er uns das Leben, vielleicht auch nicht. Auf dich wird es ankommen, Jonas! Du willst wissen, wie ich heiße. Fragen wir lieber, wie du mich nennen sollst. Ich sehe ein, dass du mich irgendwie anreden musst. Du kannst mich Judith nennen, wenn du willst. Judith ist ein schöner Name; mir würde er gefallen.«

Judith, um alles in der Welt!

Ich prallte zurück. Die Frau im schwarzen Wasserkleid, die vor mir stand, mit hängenden Armen, sie konnte unmöglich wissen, dass Judith der Name gewesen war, den ich mir in vergangenen Zeiten für die zärtlichsten Stunden mit meiner Anna ausgedacht

hatte: mein »Nachname« für sie – so wie Anna ihr »Tagname« war.

Judith – ich weiß nicht mehr, warum gerade dieser uralte Name mich von jeher bezaubert hat. War es sein schöner, dunkler Klang – oder war es die grausige Geschichte aus assyrischen Zeiten, die mir das Wort ›Judith‹ wie einen schwarz-violetten Edelstein erscheinen ließ? Die opernhaft blutrünstige Geschichte, die sich seit einigen Tausend Jahren um diesen Namen rankt, hatte mich stets zugleich angezogen und abgestoßen. Judith, die Witwe, die in der großen Not ihres vom Untergang bedrohten Volkes Liebe und Leidenschaft des assyrischen Heerführers Holofernes zu erregen wusste, ihn nach einer trunkenen Nacht erschlug – und damit ihr Volk rettete ...

Judith –, du kannst mich Judith nennen, Jonas, hatte sie gesagt. Ich wusste für eine endlose Minute nicht zu antworten. Eben noch hatte ich mich dieser Frau überlegen gefühlt, hatte gedroht, sie abzutransportieren wie lästiges Treibgut. Jetzt – mit diesem Namen – hatte sie einen Pfeil in die Wunde geschossen, die mir der Tod meiner Anna gerissen hatte. Ich brachte nur heraus:

»Warum gerade Judith? Ein ungewöhnlicher Name!«

Ihre Augen irrten ab, als hätte ich sie ertappt. Ertappt? Wobei? Sie zerrte wieder am Reißverschluss, wurde auch jetzt nicht damit fertig; der Verschluss hakte über dem Schlüsselbein. Sie stöhnte:

»Warum nicht Judith? Wenn dir der Name nicht gefällt, können wir später darüber reden. Wann hilfst du mir endlich aus dieser elenden Zwangsjacke heraus? Ich komme noch um!«

Ich war schon dabei, ihr zu helfen, aber auch ich fand nicht heraus, was den Verschluss so widerspenstig machte.

Wütend riss ich an dem allzu winzigen Griff herum. Endlich gab er nach und glitt ungefähr bis dorthin, wo der Brustkorb endete. Ich hatte es nicht gewollt, aber verhindern konnte ich es auch nicht: zwei blasse Brüste drängten heraus. Das Licht des Kaminfeuers weckte ein leises Glitzern in der sanften Mulde zwischen den Hügel, die sich bis zu den bräunlich umzirkten Knospen aus ihrem Gefängnis befreit hatten. Die Fremde scherte sich nicht um meine Gegenwart; sie wollte endlich unbehindert atmen, zerrte an der Bluse, sodass der Verschluss bis unter den Nabel hinunterglitt, versuchte auch, aus dem fest die Unterarme umschließenden Ärmel zu schlüpfen, aber es wollte nicht gelingen.

»Hilf mir doch endlich! Man kommt nie allein heraus aus dem schrecklichen Anzug. Du musst am Ärmelende ziehen!«

Ich zog am Ärmelende, musste kräftig zerrren, denn das schweißfeuchte Zeug klebte ihr am Leibe. Sie half kräftig mit, indem sie einen halben Schritt zurücktrat.

Endlich kam der rechte Arm frei – und ihr Oberkörper. Sie beachtete es nicht, stülpte sich vielmehr allein auch den linken Arm aus dem engen Ärmel. Im gleichen Augenblick glitt der ganze Anzug von beiden Schultern abwärts und rutschte um die Oberschenkel zu einer faltigen Masse zusammen.

Nackt stand sie vor mir.

Nein, ich hatte mich nicht abgewandt. Judith – das war meine Judith! – mit der wunderbaren Linie des schlanken Nackens, den runden schönen Schultern, der breiten Kerbe zwischen den sich schon um einen Hauch abwärts neigenden, wie Wellenschaum

so sanften Brüsten und dem dunklen Dreiecksgefieder über ihrer Scham! Judith – und doch nicht Judith! Denn es fehlten die zwei langen Narben, die meine Judith, meine Anna-Maria, von den zwei Fehlgeburten zurückbehalten hatte, an denen sie in den ersten drei Jahren unserer Ehe beinahe gestorben wäre. Diese zwei Narben an Annas geliebtem Leib, wie oft hatte ich sie geküsst. Und selbst noch in den letzten Monaten, als sie nur noch ein Schatten war ihres früheren Selbst, als sie kaum hundert Pfund mehr wog und vor Schwäche und Schmerzen sich nicht mehr helfen konnte, selbst da noch habe ich nie vergessen, die Narben zu küssen, wenn ich sie bettete: diese Zeichen ihrer Tapferkeit, ihres Elends, ihres Kummers; hatten wir uns doch so sehr ein Kind gewünscht.

Und jedes Mal, wenn sie nicht sofort wieder, nach der Quälerei eines Klistiers oder einer tief ins kaum noch vorhandene Muskelfleisch gesenkten Spritze, vom Schlaf der Erschöpfung übermannt worden war, hatte sie mich angeblickt aus übergroßen dunklen Augen, die Leben und Ausdruck niemals einbüßten, bis ganz zum Schluss. Und in diesen Augen war dann ein solches Übermaß an Liebe zu lesen gewesen, dass ich mich mehr als einmal abwenden musste, um die Tränen zu verbergen. Wir wussten beide, dass sie früher würde fortgehen müssen als ich – und dass ich nur noch dazu gut war, sie bis zum Abschied nicht allein zu lassen und alle Menschen von ihrer Not fernzuhalten.

Die Fremde hatte mehrmals tief Atem geholt. Endlich konnte ihre Haut wieder atmen. Sie kam wieder zu sich.

Jetzt erst griff sie nach dem hinabgerutschten Oberteil ihres Anzugs und zog ein Stück der Bluse vor ihren Leib.

»Danke, Jonas, dass du mir aus dem schrecklichen Ärmel geholfen hast. Sieh mich nicht so an! Danke, dass du jetzt nichts anderes bist als ein Unfallarzt. Ich hätte ebenso gut im See umkommen können, besonders am Schluss, als ich einen Weg um das Riff, über die Barre suchte. Da dachte ich, dass ich mein Ziel nicht erreichen würde und meinen Irrsinn mit dem Tod bezahlen müsste. Aber nun bin ich hier. Du hast mir geholfen und musst mir auch weiter helfen. Meine Beine kommen aus dieser hautengen Hose aus eigener Kraft nicht heraus. Ich setze mich am besten aufs Sofa, halte mich an der Lehne fest, und du ziehst mir das schwere Zeug herunter. Und dann ins Bad! Du musst mir irgendwas zum Anziehen geben. Du bist nicht viel größer als ich, nur breiter. Häng mir ein paar Sachen über die Klinke. Und dann etwas zu essen! Und dann schlafen, schlafen, schlafen! Komm, Jonas, hilf mir noch einmal! Weitere Liebesdienste werden heute nicht mehr von dir verlangt.«

Ich dachte mir: Die muss zähe sein wie Sohlenleder, wenn sie nach all der Anstrengung schon wieder so lange Reden halten kann. Sie saß auf dem Sofa und hielt mir ihre beiden Beine entgegen. Es war gar nicht so einfach, sie vollständig zu befreien. Dann sprang sie auf, ein heller, schlanker Leib.

»Wo ist das Bad?«

»Am Gang hinten, zweite Tür rechts! Handtücher sind im Schrank, links hinter der Tür. Ich werde Ihnen was zum Anziehen an die Klinke hängen. Aber erwarten Sie nicht zu viel; auf Damenbesuch bin ich nicht eingerichtet.«

Sie sprang davon, schnell und leicht wie ein Stück Wild.

»Mach dir keine Sorgen, Jonas! Alles in Ordnung! Ich bin ja hier!«